

Miniaturen und Gedichte

Autor(en): **Gisi, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **64 (1954)**

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Miniaturen und Gedichte von Georg Gisi

Die Heilung des Königs

Im Lande Buschbar war es die Hauptbeschäftigung der Menschen, sich glücklich zu fühlen. Sie hatten daher für mancherlei weder Zeit noch Sinn, wofür man in andern Ländern gar viele Kräfte verschleißt. Zum Beispiel bauten sie keine Automobile, da sie behaupteten, zu Fuß oder zu Pferd durch Buschbar zu reisen sei tausendmal schöner als das mechanische Fahren, und es sei auch gesünder. Auf die Gesundheit hielten sie große Stücke. Und eben um ihre Gesundheit nicht zu gefährden, vermieden sie Aufenthalte im so ganz anders gearteten Ausland, wiewohl Reisen dorthin durchaus nicht verboten waren. Der König freilich machte von Zeit zu Zeit Höflichkeitsbesuche in den Nachbarstaaten, und von einem solchen Besuche, den er im Winter abstattete, kam er krank nach Hause. Es hatte mit einem Schnupfen in der Nase begonnen, war als Zwicken und Zucken seitwärts in die Ohren gedrun-gen und abwärts als Schluckweh in den Hals gefahren, auch waren die Augen rot entzündet, und die ungewohnte Kost, wenn schon wissenschaftlich abgewogen und eingeteilt, aber weiter von keinerlei Feinheit, diese ungewohnte Kost hatte einen Hautausschlag verschuldet, der namentlich des Königs Hand heimsuchte und verunstaltete. Es zog den König heimwärts nach Buschbar, dort wollte er genesen und nicht den Ausländern als kranker Gast zur Last fallen. In Buschbar gab es aber keine Ärzte; bei der allgemeinen Lebenslust und Lebenskunst waren Krankheiten so gut wie unbekannt, und Unfälle kamen bei dem Fuß- und Pferdeverkehr sowie bei der spärlichen Industrie fast keine vor. Der kranke König versah sich daher noch im Auslande mit allen zur Heilung nötigen Mitteln. Er brachte eine Salbe gegen seinen Schnupfen heim. Er hatte Watte, um sie als Wärmespender in die Ohren zu stopfen. Drei wollene Halstücher waren vorgesehen, sein Schluckweh zu vertreiben. Eine schwarze Brille, wie sie im Ausland schon jedes Schulkind trug, war ihm gegen die Augenentzündung empfohlen worden. Eine reinigende Salbe sollte auf die Haut seiner Hände wohltätig einwirken, wobei er freilich nicht unterlassen durfte, nach dem Einreiben der Hände Gummihandschuhe zum Schutze vor dem Sonnenlicht anzuziehen.

Der König strich fleißig Salbe in die Nase hinauf. Es war ihm, der Schnupfen fließe geringer. Der König stopfte soviel Watte als möglich

in die Ohren. Es war ihm, das Zwicken und Zucken lasse etwas nach. Der König wickelte die drei Halstücher um, also daß es aussah, als liege sein Kopf mitten auf einem Wagenrad. Aber es war ihm, das Schluckweh drückte nach und nach weniger schmerzhaft. Der König verdunkelte seine Augen mit der schwarzen Brille. Wenn er nun in den Spiegel blickte, dünkte es ihn, die Augen seien kaum mehr rot. Doch einmal durchfuhr ihn die Angst, sie seien statt dessen schwarz geworden, und als er die Brille hastig von der Nase riß, nein, da waren die Augen gleich rot wie vorher, und durch den heftigen Ruck hatte auch das Fließen aus der Nase wieder freien Weg bekommen, so daß ein gehöriger Finger voll Salbe nötig war, alles wieder zum Stocken zu bringen. Schweigsam, krank und verdrossen saß so der König zehn Tage lang auf seinem Thron, und keines der Übel wollte wahrhaftig verschwinden, außer dem Hautausschlag auf der Hand, welch glücklichen Umstand die Königin der überaus feinen, schmackhaften, bekömmlichen Kost im Königshause zuschrieb, der König aber der Salbe aus dem Ausland und den schützenden Gummihandschuhen.

Und so hoffte er auf eine gute Wirkung der übrigen Mittel. Aber weder Nase, Ohr, Hals noch Auge wollten gesunden. Daher riß dem König nach weiteren zehn Tagen die Geduld, und jetzt riß er die Watte aus seinen Ohren, um mit der Königin zu sprechen und ihre Meinung hören zu können. „Was meinst du“, sagte er, „sollten wir nicht einen Ohrenarzt aus dem Auslande beiziehen? Dieses Zwicken und Zucken ist doch das ärgste von allem, und ich meine manchmal, ich komme von Sinnen.“ „Wir können es versuchen“, meinte die Königin. Sie hätte gern noch etwas anderes vorgeschlagen. Aber rasch hatte der König die Ohren wieder verstopft, er konnte nichts mehr hören. Nun kam ein berühmter Ohrenarzt. Aber nach zehn Tagen war noch keine Linderung erzielt. Der Ohrenarzt beteuerte, in seinem Lande hätte die Behandlung unfehlbaren Erfolg gehabt, aber bei den Buschbarmenschen sei das etwas anderes, er stehe vor einem Rätsel. Er ließ sich bezahlen, und zwar, wie im Buschbarlande üblich, mit allerliebsten Töpferarbeiten, und reiste zurück. Der einzige Rat, den er noch gegeben hatte, war der, die Watte ja nicht aus den Ohren zu entfernen, sie sei immerhin ein bewährter Schutz. Kaum aber war der Arzt verschwunden, so riß der König trotzdem die Watte heraus, um wieder mit der Königin sprechen und vielleicht ihre Meinung hören zu können. „Wenn's mit den Ohren nicht gelingt“, klagte er, „so möchte ich doch meine Augen geheilt ha-

ben, um wenigstens wieder einmal ein schönes Gedicht oder eine unterhaltsame Geschichte lesen zu können. Meinst du nicht, wir sollten einen Augenarzt aus dem Auslande beiziehen?“ Und seufzend nahm er für ein Weilchen die schwarze Brille weg, verstopfte aber sogleich wieder die Ohren, so daß er auch diesmal nicht vernahm, was ihm die Königin gerne noch gesagt hätte. So kam denn ein berühmter Augenarzt. Aber nach zehn Tagen war noch keine Linderung erzielt. Der Arzt beteuerte, in seinem Lande hätten die Medikamente gewirkt, aber bei den Buschbarmenschen sei das etwas anderes. Auch er ließ sich bezahlen und reiste zurück mit den allerreizendsten Töpferarbeiten, derlei herzustellen in seinem Lande niemand Zeit und Geduld gehabt hätte. Der einzige Rat, den er noch gegeben hatte, war der, die Brille ja nicht von den Augen zu entfernen, sie biete immerhin einen bewährten Schutz.

Nun riß aber auch der Königin die Geduld. Nein, weder ein Nasen- noch ein Halsarzt sollte nunmehr von der köstlichen Buschbartöpferei auch nur ein Stücklein ins barbarische Ausland entfernen. Die Königin näherte sich gegen Abend ihrem Herrn Gemahl, freilich ohne von ihrer Ungeduld auch nur einen Hauch zu verraten, sondern mit dem gewinnendsten Lächeln. Sie strich dem König liebkosend die Locken, grübelte ihm spielend die Watte aus den Ohren, schmeichelte ihm zärtlich die schwarzen Gläser von der Nase und schaute ihm liebevoll in die Augen, wickelte sanft seine drei Halstücher weg und schlang beide Arme um seinen Hals, um ihm zu sagen: „Nein, ein weiterer Arzt kommt mir keiner mehr vom Auslande her ins Haus. Du hast es erlebt: sie wissen nicht, was uns Buschbarmenschen frommt. Wir selber haben zwar keine Ärzte, aber wir haben weise Männer genug, die haben noch in jeder Lage Rat gewußt. Ein solcher steht endlich vor der Tür, ich habe ihn hergebeten.“ Nach diesen Worten löste die Königin die Arme vom Halse des Königs, der ganz verduzt dasaß, sich aber so wohl wie schon lang nicht mehr fühlte, und jetzt trat der weise Buschbarmann durch die geöffnete Türe ein.

„Hoher Herr“, sagte er, „ich grüße Euch von Herzen. Die Frau Königin hat mir gesagt, wie es mit Euch steht, und ich werde Euch nach Landesbrauch behandeln: Ihr brauchet, was Auge, Ohr, Nase und Hals erfreut und keine fremden Brillen, Watten, Salben und Halstücher. Erlaubet, daß ich heut abend die Heilung von Nase, Ohr und Hals vornehme. Was das Auge betrifft, so habe ich nichts zu tun. Da hilft Euch Sonnenlicht und Farbenspiel auf Wanderungen sowie der An-

blick Eurer vielschönen Frau Gemahlin, aber nicht durch die schwarze Brille.“

Er verneigte sich leicht, verließ den Raum und kehrte zurück mit Flöten- und Geigenspielern. Ihre festen heiteren Töne heilten und reinigten das Ohr des Königs in einer Stunde. Hierauf entfernten sich die Musikanten, es kamen Hirtenbuben mit dünnen Kräutern, sie legten Steinplatten in den Raum und entzündeten Kräuter, daß es nach Heu, Herbstfeuer, Tannreisig und schmelzendem Wachs roch. Nach einer halben Stunde war des Königs Schnupfen ausgeräuchert, und dankbar rief er durch die blauen Röchlein: „Wie wirst du mir den Hals noch kurieren, wohlthätiger Mann!“ „Ganz einfach“, sprach dieser ruhig: „Durch den edelsten Wein aus unserem Lande. Es sind Winzer mit der guten Gabe unterwegs.“ Sie kamen. Der König und sein Ratgeber tranken zwei, drei sanft erwärmte Gläser roten Weines miteinander, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, so rief der König munter: „Ich spüre das Halsweh nicht mehr!“ und schaute seinem Ratgeber und Wohltäter dankbar in die Augen. Da er ihn aber belohnen wollte, winkte der lachend ab und sagte: „Mein Lohn ist der, daß ganz unter der Hand und nebenbei auch Eure Augen schon wieder gesund und freudig glänzen. Ihr hattet nur das eine ein wenig vergessen, hoher Herr: daß allein das kraftvoll Freudespendende uns Buschbarmenschen gesund erhält, das Widerwärtige aber uns niederzieht. Ihr müßt im Ausland einigen Ärger erfahren haben.“

Damit zog er sich vom König zurück, die vielschöne Königin trat herein, – und nie mehr ist ein fremder Arzt ins Buschbarland gewünscht worden; es wäre zu diesen eigenwilligen Menschen wohl auch keiner mehr gerne gekommen. In den folgenden Tagen aber freuten sich in ganz Buschbar die Bauern, die Töpfer, die Maler, die Musikanten, die Frauen und Kinder, ihren hohen Landesherrn wieder mit geheilten Sinnen und gar munter grüßend das schöne Land durchstreifen zu sehen.

AUF DER FLÖTE

*Überm Hügel Abendröte,
Und das Tagwerk ist getan.
Heiter greif ich nach der Flöte,
Atem fängt zu spielen an.*

*Töne werden zum Gebete,
Werden Jubel, werden Tanz.
Vor dem Fenster Abendröte
Und im Herzen gleicher Glanz.*

*Vor dem Fenster helle Sterne.
So auch Ton um Ton im Lied,
Welches Nähe, welches Ferne
Zauberhaft in Eines zieht.*

Tagpfauenauge im Februar

In manchen Jahren ist der Februar mild gewesen, da habe ich schon Mitte Monat Huflattich blühen sehen, oder es trug ein durchsonnter Luftzug einen Zitronenfalter daher. Zur selben Zeit liegt dieses Jahr der Schnee noch knietief, die Tage sind frisch, die Nächte sind kalt. Und doch ist mir die Begegnung mit einem Falter, mit einem Tagpfauenauge zuteil geworden. Ich trat durch den Keller ins Haus, um die schneenasen Schuhe neben dem Heizungsraum stehen zu lassen, war etwas ermüdet vom Arbeitsvormittag und vieltägigen Schnupfen, und zugleich war ich doch auch heimlich belebt und darauf gespannt, was ich wohl auf meinem Geburtstagstisch vorfände. Nicht, daß ich das gar zu wichtig nähme. Aber man bleibt denn doch auch in vielen Sachen ein Kind, gottlob bleibt man es; wollte man ausschließlich in jener Welt atmen, welche die Erwachsenen meinen und zum größten Teil schon eingerichtet haben, man müßte ersticken. Ich hatte die Schuhe abgestreift und griff nach den Finken, da stockte die Hand: Ein Falter saß auf dem Finken, die Flügel fromm gefaltet, die Beinchen eckig gestellt, die Fühler starr gestreckt, haftete sammetbraun dunkel da und bewegte sich nicht.

Er mußte aber leben, wie wäre er sonst hierher geflogen. Immer schon waren die Falter mir lieb gewesen, ich kannte viele mit Namen und wußte mancherlei aus ihrem Leben; ich wußte, daß viele von ihnen im Herbst nicht sterben, sondern überwintern, doch war mir dies nur aus Büchern bekannt. Es nun dieses eine Mal aus erster Hand zu erfahren, es selber zu schauen, das steigerte mein Entzücken. Schräges Sonnenlicht sank aus der Schneelandschaft in das Kellerfenster und erhellte den Raum, das mochte den Falter geweckt haben. Ich berührte ihn nicht, ich trug ihn auf den Finken in die Stube, und so stellte ich ihn auf ein Tischchen beim Fenster. Die Sonne schien durch, erwärmte ihn, es dauerte nicht lange, da flatterte er aufgereggt am Glase herum und suchte in das weite Lichtmeer zu entkommen. Mir bangte vor dem heftigen Schlagen und Flattern, mir bangte vor der schneeigen Kälte für ihn, ich behielt ihn drinnen, und er beruhigte sich, spannte am Licht die Flügel aus und zeigte, daß er ein Tagpfauenauge sei. Ich holte mein Falterbüchlein und fand es bestätigt, daß Tagpfauenaugen überwintern. Seltsam: sobald ich das nachgelesen hatte, zog sich dieses allzu sichere Wissen als eine Trübung über all das bisher rein Wundersame.

Wäre ich ein Mensch der Vorzeiten, ein Mensch ohne Bücherwissen gewesen, ich hätte diesen Sommervogel mitten im Winter für ein göttliches Wunder, für ein Geschenk, eine Ausnahme, eine Auszeichnung gehalten. So mag uns manches als bloßes Wissen im Gedächtnis vorhanden sein, was einem kindlicheren Menschen durch und durch wunderbares Ereignis ist. Es ist mit dem Erklären und Wissen eben nicht lauter Wohltätiges getan. Wenn aber über dem Wissen das Staunen bestehen bleibt, dann mag alles um so reicher sein. Indem ich diesen Betrachtungen nachhing, zog sich Gewölk vor die Sonne, der Falter schloß die Flügel aneinander, und so fand ich ihn wieder am Abend und noch am andern Morgen. Am zweiten Mittag aber, da spreitete er wieder die farbigen Pfauenaugen dem Sonnenlichte dar. Jetzt ist es Abend. Er schläft am weichen Stoffe des Vorhangs neben meinem Schreibtisch. Ich wünsche viele Tage, viele Wochen mit ihm zuzubringen, lange Zeit wünsche ich mich mit ihm und nichts anderem abzugeben. Übrigens: seit ich weiß, daß der Keller meines Hauses das Pfauenauge zum Überwintern einlud, ist mir dieses Haus noch um vieles lieber.

Sommerwolke

Das Heu ist unter den Dächern. Draußen braun und rötlich schimmert Erde durch die entleerten, vergilbten, verbrannten Stoppelwiesen. Um so grüner darüber, um so saftiger scheinen die Wälder, schattig, dunkel, kühl, der Hitze spottend und trotzend, die alles offene Land durchwühlt und das Lebende auszutrocknen droht. Sommertage! Aber voll und echt strahlt das Sommerbild erst, seit die große Wolke pilzartig schnell hinter dem Walde hochgewachsen ist. Von unten nach oben klingt in Farben vierstimmig das Sommerlied: verbrannte Wiesen, grünblaue Wälder, schneeweiße Wolke und seidenblauer Himmel. Die Wolke spielt die Melodie; alles andere ist Begleitung. Wir sehen und hören das Wolkenlied, wenn wir dazu genügend Zeit haben. Die meisten Klänge sind reines Weiß, dicht aufgespeichertes Licht; etwas unwirklich Engelhaftes steht da am Himmel, und schon ist ein wenig Schatten dabei, perlmuttergrau und ins Bläuliche spielend. Alle Formen, all das Flockige, Fransige ändert sich unmerklich aber rasch, und die Wolkenbank, auf der man noch erst hätte sitzen können, hat sich geneigt und zu einem jähen Gletscherabbruch gewandelt; es klaffen mancherorts Spalten, mit reinstem Himmesblau gefüllt. Ein Wind bringt Kühlung von benachbarten Gewittern. Er streicht die hohe Sommerwolke ins nichtssagend Breite und gleichgültig Graue; bald ist sie ausgewischt, rasch vergangen wie zumeist das Schöne.

SOMMERABEND

*Das Gras, zum zweiten Schnitte reif,
Steht hoch mit Blumen weiß und blau.
Der Mond, ein goldner halber Reif,
Blüht still auf dunkler Himmelsau.*

*Der Abend tritt zu Busch und Baum,
Die Berge werden schwarz und schwer;
Die Fledermäuse durch den Raum
Ziehn lautlos kreuzend hin und her.*

*Der Duft des Geißblatts schwillt und schwelt,
Ein Schwärmer faltert in die Nacht.
Mit einemmal sind, ungezählt,
Leuchtkäfer überm Grund erwacht.*

*Ich sitze reglos staunend still.
Der Igel regt sich auf dem Pfad.
Und was ich nur erleben will,
Heut gibt sich wie Geschenk und Gnad.*

*Es ruft der Kauz geheimnistief,
Ich halte meinen Atem an
Und höre, was am Tage schlief,
Mit Sinnen trunken aufgetan.*

SEIFENBLASEN

*Das Seifenwasser schwankt und schäumt im Glase.
Ein Mädchen taucht den Halm, hebt ihn zum Munde
Und zaubert sanften Atems eine runde
Und silbern schillerfarbne Seifenblase.
Sie bleibt und spiegelt Blumenbeet und Bäume
Und ist so wundersam und zart wie Träume.*

*Ein Traum die zweite, die sich leicht vom Halme
Aufschwingt, durch Hauch des Kindermunds gesendet,
Und langsam schwebend in den Garten wendet,
Gefolgt von zweien, dreien: holde Psalme,
Darin das Licht in Regenbogentönen
Wie zu sich selber spricht, Loblied des Schönen.*

*Loblied des Schönen, still vom jungen Munde
Und Spieles trunken an die Welt gegeben,
Ein Wachsen, Schimmern, Schweben und Entschweben,
Hinklingend durch die Märchensommerstunde.
Es atmen nicht mehr, schonend, rings die Bäume:
Die Hohen träumen mit des Kindes Träume.*

Haselnüsse

Heute ist der 20. September. Leider ist es nicht so warm, daß ich diese Aufzeichnungen im Freien machen könnte, von Sonne zärtlich umschmeichelt; der Himmel ist grau und feucht bedeckt, Wind bläst von der Vergänglichkeit. Indessen ist der Vormittag doch so mild gewesen, daß ich bei mäßiger Bewegung zwei Stunden bequem im Freien verbringen konnte. In meinem urwaldhaften Gehölz hinter dem Hause habe ich Haselnüsse gesucht. Die liegen jetzt neben mir in einem kleinen, aus dünnen Weiden geflochtenen Korb. Ich habe diesen Korb besonders lieb. Er hat die Größe etwa einer Suppenschüssel. Er ist aus geschälten Weiden geflochten, daher sieht er hell und freundlich aus; gegen oben ist ein fingerbreites Band ungeschälter, honigbrauner Zweige eingeflochten; durch diese Belebung sieht der Korb noch viel freundlicher aus. Viele Tomaten, Gurken, Salate, lauter gute Dinge, habe ich diesen Sommer im Korb aus dem Garten zur Küche getragen. Ich bedaure nur, daß ich ihn nicht selber geflochten habe: das Korbflechten, ein Handwerk, das vor vielleicht hundert Jahren noch jeder ländliche Mensch beherrschte, – ich habe es zu pflegen nicht Zeit gefunden. Wir Heutigen lassen uns fast alles von andern herstellen. Viele üben einen Beruf, in dem sie überhaupt nie etwas Sichtbares hervorbringen außer dem Zahltag. Solche Funktionäre sind auch in ihrer Freizeit nicht schöpferisch; vergeblich schaut man aus nach ihren Geschöpfen. Hört man sie die Flöte blasen? Sieht man sie malen? Ziehen sie Gemüse? Führen sie ein Tagebuch während der Ferien? In einem klugen Buch habe ich gelesen, der Mensch gleiche dem Kuckuck: er lasse andere das Haus bauen und lasse dann seine Kinder in diesem fremden Hause groß werden. – Viel Fremdes, wenig Eigenes umgibt uns.

Und nun eben, die Haselnüsse habe ich nicht gesucht, um ein paar Batzen zu sparen; für ganz wenig Geld hätte ich eine Menge kaufen können, und sie wären auf das bequemste schon entschält gewesen. Vielmehr suchte ich die Haselnüsse, um eine Zeitlang fern von Haus oder Auto, Radio oder Zeitung zu leben, um nahe bei Strauch und Erde, bei Stein und Schneckenhaus zu sein, und um wirklich eigene Haselnüsse zu haben.

Ich trug ganz alte Kleider. In dieser alten, ärmlichen Kleidung hatte ich schon so oft die reichsten Erlebnisse: sah Fuchs und Reh, hockte am Boden und malte die liebe Landschaft, heimste Zwiebeln ein und

pflückte Trauben. Äußerlich war meine Tätigkeit vollendet einfach: Ich kauerte am Rand des Gehölzes, wo Haselbüsche die Frucht zur Erde geworfen hatten. Ich hielt mit der einen Hand mein Körbchen, mit der andern hob ich aus Gras und Laub die Früchte. Es war kein gieriges Suchen, es geschah ganz lässig spielerisch, auch dann, als ich tief in das Dickicht hineinkroch, zwischen Hasel und Hagrose, zwischen Ahorn und Eiche. Derart schlicht war das äußere Tun, daß zu innerem Gedankenspiel Kräfte frei blieben.

★

Das Suchen macht mir Freude, einfach dieses Suchen und Sinnen dabei. Seltsam: ich tu es zum erstenmal in meinem Leben. Dagegen ist mir die Lust des Beerensuchens altvertraut. Ich habe das in einem Gedicht festzuhalten versucht. Festhalten was schön war! das ist ein Antrieb zu meinem Schreiben. Nachgenießen was schön war! das ist etwas zum Schreiben Verführendes. Nachgenießen und festhalten was echt war – und es war so wenig echt. Daher habe ich nicht allzuviel geschrieben. Und je älter ich werde, um so ausschließlicher schreibe ich nur noch für mich. Das Liebäugeln mit einem Publikum ist vorbei. Es war eine Kinderkrankheit.

Und so kaure ich denn im Gehölz und sammle. Wie viel Zeit habe ich gebraucht, um einigermaßen die Schreibmaschine handhaben zu lernen? Wie viel Zeit, um das Autofahren zu lernen? Wie viel Zeit, um ein paar hundert französische Wörter zu lernen? Aber die Pilze kenne ich durchaus nicht. Das tut mir auf einmal leid und ich schäme mich. Wäre es nicht eine echte neue Wonne, mit den Pilzen vertraut zu sein und deren dann und wann zu sammeln wie jetzt die Haselnüsse? Ist wirklich nicht Zeit im Leben, die Pilze kennen zu lernen, diese schönen und guten Geschöpfe?

O wie schön anzuschauen sind die Haselnüsse in jenem Reifezustand, da sie von selber zur Erde fallen! Von mattem braunem Glanz gleich sonnegedunkelter Mädchenhaut, mit leisestem Haarhauch beschlagen, gegen die Spitze hin heller auslaufend wie Mädchenhaut, wo sie vom Kleide bedeckt war.

Nach sonnigen Sommer- und Spätsommerwochen fiel gestern Regen. Und heute duftet die feuchte Erde im Gehölze wundersam nach altem Laub und Holze. Ich finde ein Blatt, das besteht fast nur mehr aus seinem Geäder filigranzart. Das lege ich zu den Haselnüssen. Ein leeres

Schneckenhaus auch. Zwei Versteinerungen: ein hübsches Ammonshorn und eine feingerippte Muschel. Dann goldgelbe Blätter mit ihren grün oder braun zart zerfließenden Tupfen. Eine Vogelfeder kommt auch in den Korb. Manche Haselnüsse sind von Vögeln geöffnet, vielleicht von Mäusen angenagt. Auch solche geöffnete lege ich in den Korb. Ein paar dürre Zweiglein, dünn und zerbrechlich, geraten absichtslos hinzu.

Und nun trete ich zurück in das Haus. Ich wasche die Hände, und seltsam: Ich bedaure, daß es nicht draußen geschieht an einem fließenden Brunnen. Da empfände man: das Wasser kommt aus der Erde. Drin: es kommt aus der Röhre, noch genauer: aus dem Hahnen, wenn wir ihn, etwas Mechanisches, öffnen.

WALDERDBEEREN

*Im alten Steinbruch brüet Hitze stumm.
Von keinem Hauch bewegt die Kräuter stehn.
Da glüht und duftet ihr in froher Vielzahl,
Erdbeeren süß, von Überreife schwärzlich.
Mein Finger tastet sich durch Brombeerranken,
Streift Immenblatt und blaue Akelei;
Im irdnen Krüglein schwillt die dunkle Ernte.
Der Waldgeist füllt indes mit Glück das Herz.*

VERSTEINERUNGEN

*Wir lächeln, wenn sich Schmetterlinge
Auf schöngetupfter Farbenschwinge
So freun, als ob es ewig gälte;
Wir wissen, daß Novembers Kälte
Entseelt sie an die Erde preßt.
Kurz ist ihr Sommerfest.*

*Schau hier, ich fand Versteinerungen!
Sie wecken dir Erinnerungen
An uralte alte Zeit vom Meere.
Was wiegt nun deines Tages Schwere?
Die Erde lächelt, wenn der Mensch vergißt,
Wie sommerkurz sein Leben ist.*

TAGWERK IM GARTEN

*Ich war den ganzen Tag im Garten heut,
Fand ohne Unterlaß darin zu tun
Und spürte nicht die Lust, mich auszuruhn,
Bis ich vernahm des Kirchleins Betgeläut. –*

*Die Mittagssonne brannte im Genick.
Zufrieden säuberte ich Beet um Beet.
Die Sonne neigte sich, es wurde spät;
Der Garten sah mich an mit frischem Blick.*

*Doch war dies Nützliche mir nicht genug.
Ich wünschte etwas Holdes noch, ein Spiel,
Und holte in der Wiese Blumen viel.
Die stehn jetzt gelb und blau in einem Krug.*

DEZEMBERABEND

*Weihnachtlich mutet es an, das geschäftig heitere Treiben
Abends hinauf und hinab durch dezemberlich dämmernde Gassen,
Hin und her auf dem alten Platze, wo die Platanen
Dunkel olivengrün und fleckig mit Gelb gesprenkelt
Stämmig stehen, blattlos die Winterkronen gebreitet.
Duft gebratner Kastanien räuchert mir plötzlich entgegen,
Und ich folge dem ziehenden herben und süßen Geruche
Blindlings wie der Falter dem zauberisch lockenden Lichte,
Und es schmelzen mir Tag und Stunde zurück ins knabenhaft
Einst Erlebte, da winterabends die junge Sehnsucht
Durch die Gassen mich trieb, das schöne Mädchen zu schauen,
Dessen Erblicken mir Glück war, ob es mich auch nicht kannte.
Bin ich ein Knabe nun wieder? Ein Mann? Ich weiß es nimmer,
Alle Gegenwart weht auseinander im goldnen Geruche,
Braun und schwarzen Gewürze der glutend heißen Kastanien.
Lange versunken und trunken atm' ich der Jugendzeit Stimmung,
Sieh, und noch weiter werd ich der Gegenwart hold enthoben,
Sonnig wachsen Kastanienwälder in meiner Erinnerung,
Platz und Gasse wandeln zum italienischen Ort sich,
Stelzt nun mit tönenden Schuhen die Schwarze zierlich vorüber,
Die sich am glosenden Ofen südliche Frucht geholt hat.*

WINTERSTUNDE

*Ists die Stunde, ists das Auge?
Innig wohl ist mir zumut.
Was ich schauend in mich sauge,
Dünkt mich unaussprechlich gut.*

*Wolkendunkler Winterhimmel,
Schneeverhangner Apfelbaum,
Farbiger Vogelschar Gewimmel
Flaumig an des Simses Saum.*

*Alles stimmt, ist alles richtig.
Anklang an die Kinderzeit?
Was sonst schwer und groß und wichtig,
Liegt vergessen, liegt verschneit.*

Nähe und Ferne

Was Süden sei, das habe ich schon als Knabe im Tessin erlebt: knisternde Hitze, Trockenheit, tiefblauer Himmel, Rebhang und süße Traube. Seltsam: ich habe es wiederum im heimatlichen Jura gefunden, immer Süden empfunden, wo Rebberg steil und trocken bergabwärts lief, Hitze zitterte, blauer Himmel schwang – in Villigen und Elfingen und anderswo.

★

Die toskanischen Hügel zwischen Siena und Florenz – sie sind nicht bloß Hügel, sie sind rhythmisch hingeschwungene Melodie, als Melodie eher denn als Hügel trag ich sie in der Erinnerung. Seltsam: die Hügel bei Oeschgen gemahnen mich immer an toskanische Hügel, sie haben den gleichen Gang und Klang, auch sie sind mit Reben bewachsen.

★

Im Tal ein Maisfeld, unter manchem Gewitterregen üppig hochgeschossen. Am Feldweg auf Riesenkompost feiße Kürbisse. Am Himmel sengende Sonne: es kann bei uns sein, und ist wiederum Italien.

★

Und nochmals Süden, Mittelmeer mit Pinienwäldern: Föhrenwald bei uns, und wenn auch das Meer fehlt, erstarrte Klippe ist da, Jurafluh voll Versteinerungen, die vom gewesenen Meer erzählen.

★

Seit zwanzig Jahren bewahre ich eine Zeitschrift auf, einzig weil sie schöne Aquarellwiedergaben von Kanada enthält, vor allem eine Flußschlaufe im Wald. Das Wasser bricht sich dort zu weißem Gekrause an gelben Felsblöcken. Es ist uns, als hörten wir das Gebrause, als atmeten wir frischen Flutodem, als kühlten wir unsere Haut. Vor zehn Jahren habe ich die gleiche Flußbiegung in unserer Heimat zum ersten Mal gesehen. Es ist der Koblenzer Laufen. Ich hüte mich, ihn zu beschreiben. Ich brauchte viele Seiten, und das läse niemand. Diese Entdeckung kanadischer Landschaft nahe bei uns, das geht ja schließlich nur mich etwas an. Der geplanten Flußschiffahrt ist der Laufen hin-

derlich, er wird wohl bald durch Stauung ersäuft. Aber ich habe ihn noch gesehen, oft gesehen, und ich werde ihn noch oft besuchen.

★

Man wird den Laufen durch Stauung ersäufen. Jetzt ist es noch still dort: wenige beachten ihn. Zum entstehenden Kraftwerk, dereinst, werden Tausende pilgern, man wird weitherum Gesellschaftsreisen organisieren. Ein Ingenieur wird die Führung übernehmen. So und so viele PS, und so weiter. Das Volk wird staunen. Tausend Jahre später wieder Gesellschaftsreisen zum gleichen Ort. Ein Professor der Geschichte wird die Führung übernehmen. „Sie sehen hier das besterhaltene Kraftwerk des Landes, freilich auch es ist stark zerbröckelt. Mit wenig Mühe ließe sich das Kraftwerk wieder in Gang setzen. Aber das wäre natürlich ein Unsinn, da wir uns die Atomkraft dienstbar gemacht haben.“ Altmodischer als heute ein Wasserrad muten dannzumal Staumauer und Kraftwerk an.

★

Und so spricht nahe Landschaft von ferner Landschaft, auch von zeitlich ferner Landschaft, von Urlandschaft: Es liegt oberhalb Stilli eine schöne Insel in der Aare, unberührt und üppig bebuscht. Nebel verdeckt alle Häuser und Fabrikschlote, nur eben bis zur Insel dringt der Blick. Ihrem oberen Bug ist eine Kiesbank vorgelagert.

Dort steht ein Reiher auf dem Kies.
O Inselbild, o Paradies –
Ich möchte wohl das Flußgestein,
Busch, Insel oder Reiher sein.